

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 48.

Wiesbaden, den 22. December 1895.

II. Jahrgang.

— Sinnspruch. —

Was Du als wahr erkennst,
Verkünd' es ohne Zagen,
Nur trachte Wahrheit stets
Mit mildem Wort zu sagen.

Ein Mahnwort an alle deutschen Landwirthe.

Von J. Boffert, Dpfingen.

(Nachdruck verboten.)

II.

Von manchen Gemeinden lesen wir, daß sie jährlich 60—100,000 Mark aus Kirchen oder Zwetschen erlößt haben. Man kann fast mit Sicherheit annehmen, daß wenigstens jedes andere Jahr einer Obsternte zu erwarten ist. Warten wir also nicht auf bessere Zeiten, machen wir dieselben selber besser und dies sobald wie möglich; denn ein schneller Groschen ist mehr werth, als ein langsame Sechser.

Zur Selbsthilfe des Landmannes gehören auch die verschiedenen Genossenschaften, wie Viehzuchtgenossenschaften, landwirtschaftliche Consumvereine, Darlehnskassen, Creditkassen u. s. w. Letztere wirken hauptsächlich für den kleineren Landwirth segensreich.

Ist ein oder der andere Landwirth durch Krankheit in der Familie, Unglück im Stall oder auf dem Feld in Geldverlegenheit gerathen, so überwinde er ein falsches Schamgefühl und leihe da seinen Bedarf und gebe ja nicht zu einem dunklen Ehrenmann; denn ist einmal der Anfang mit solchen Geschäften und bei solchen Geschäftsleuten gemacht, dann ist es sehr schwer, sich wieder gänzlich von ihnen loszumachen und der arme Bauer ist oft genöthigt, einen großen Theil seines sauer erworbenen Verdienstes in die Hände eines solchen Blutsaugers zu legen.

Schauen wir uns auch ein wenig in unserem eigenen Hauswesen um und vergleichen wir die Vergangenheit mit der Gegenwart. Woher kommt es, daß die Bauernsöhne dem Stand ihrer Väter „Vasel“ sagen? Warum streben Bauerntöchter fast alle darnach, in die Stadt zu kommen, und einen Angestellten heirathen zu können? Die Erziehung und das allgemeine Verkehrsleben tragen viel hierzu bei. Man hat einsehen lernen, daß da, wo heutzutage die Schienenstränge hinführen und das Dampf- und elektrische Licht ertönen läßt, sich der Wohlstand der Bevölkerung hebt, alles einen Aufschwung nimmt, von dem man früher keine Ahnung hatte, und daß diejenigen, welche diese Wohlthaten nicht besitzen, zu kurz kommen, wo sie nicht gut und rasch genug absehen können. Darum lassen sich's viele Gegenden und Gemeinden so außerordentlich viel kosten, um eine Bahn zu erlangen; sie suchen sich zu helfen und erwarten dadurch keinen Rückschritt, sondern eine Hebung ihrer landwirtschaftlichen Verhältnisse.

Freilich, und dies ist die Rehrseite der Medaille, wenn keine Eisenbahnen und keine fogen. „Lokalzüge“ nach der Stadt fahren würden, so würden die Landleute die Genüsse des Stadtlebens nicht so kennen lernen und würden den Städtern in Kleidung, Frisuren, Theatergehen u. s. w. nicht so nachmachen wollen und sich mit dem „Ländlichen“ begnügen. Aber da liegt der Haken im Pfeffer; der Jugend gefällt das Leben und Treiben in der Stadt viel besser, als auf dem Lande, daher nehmen die Städte so rasch zu und die Landorte ab. Der Bauer läßt oft seine Töchter in der Stadt ab. Der Bauer geht und klagt dann, daß man keine Diensthöfen bekomme, und daß man so ungeheure Löhne zahlen müsse, und wenn der Sohn Fritz oder Hans Jörg in der Dorfschule in den vier ersten Schuljahren unter 50 Schülern den zehnten Platz einnimmt, so muß er „etwas werden“, er muß in die Stadt und die höheren Schulen besuchen. Ich möchte hier auch sagen: Schuster, bleib' bei deinen Leisten!

Schauen wir uns die Trachten auf dem Lande an; früher einfach, ländlich, dauerhaft, selbstgeplant, gewoben, gewoben und verarbeitet — jetzt firlefanz, elegant, billig und schlecht. Die Landestrachten hielten früher ganze Geschlechter aus; so ein Paar Hirschlederne Hosen waren nicht umzubringen. Und jetzt? Namentlich bei dem weiblichen Geschlecht hat die Mode zum

Schrecken des Hausvaters fürchterliche Dimensionen angenommen. Der Sohn, kaum der Schule entlassen, will seinen Schnuller, in Form einer 3—4 Pfennig-Cigarre, im Mund haben und wenn er seinen Wagensaft kübelvollweise ausspeien muß; auch das Wirthshaus muß am Sonntag besucht werden, denn dem Bier und Wein sind die jungen Deutschen ebenso wenig abgeneigt, wie die alten. Kein Wunder, wenn ein mit einer Kinderschar gesegneter Landmann oft in Klagen ausbricht. Die alten Zeiten wollen wir nicht mehr zurückwünschen — denn was dahinten, das mag schwinden, ich will nichts davon — wir müssen mit der Gegenwart rechnen. Aber zur Einfachheit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit wollen wir ermahnen; mit diesen drei Faktoren können wir uns unendlich viel selbst helfen. Wo ist einem tüchtigen Landmann wohlher als bei seiner Arbeit in Gottes freier Natur: wenn wir die ganze Welt rings um uns ver-
gessen und unsere Aufmerksamkeit nur auf das Gedeihen und Vorwärtsschreiten unseres Werkes gerichtet haben. Es giebt kein besseres Mittel, alle Sorgen abzuschütteln, allen Kummer zu vergessen, als die Arbeit. Wie wohl und froh fühlt sich der Bauer, wenn er in der Frische des Frühlingsmorgens hinter dem Pfluge hertritt und die Furche sich umlegt, daß das Feld daliegt wie gebügelt und der erfrischende Erdgeruch zu ihm emporsteigt. Einem solchen Arbeiter, der mit Leib und Seele Landwirth ist, wird keine Mühe zu viel; kein Frühlings-
festen, kein später Feierabend fränkt ihn; er verwendet auf alle Verrichtungen die nöthige Sorgfalt und Pünktlichkeit, weil er Freude daran hat, sein Werk gedeihen zu sehen und ihn die freudige Hoffnung erfüllt, daß er die Frucht seines Schaffens ohne fremde Hilfe genießen kann; er weiß, was das alte Sprichwort sagen will: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!

Fütterung ohne Zukauf von Kraftfutter.

Ein Rath aus der Praxis.

Herr Roesky auf Rod-Giborg bei Lauenburg in Westpreußen theilt über die Bewirthschaftung seines Gutes Nachstehendes mit:

Das Grundstück, welches ich seit fünf Jahren bewirthschafte, hat 600 Morgen, davon ein Drittel roth-
kleefähigen Boden. Wiesen sind nicht vorhanden. Die Kultur ist gering.

Ich bewirthschafte dasselbe in sechs Schlägen in nachstehender Fruchtfolge:

1. Kartoffeln, gedüngt mit Stalldünger,
2. Seradella, gedüngt mit 4 Centner Rainit pro Morgen,
3. Roggen, gedüngt mit 1 Centner Superphosphat und Seradellaeinsaat zur Weide,
4. Hafer, gedüngt mit Stalldünger und sechs Centner Ralf,
5. ein Drittel Rothklee und zwei Drittel Wundklee.
6. Roggen, gedüngt mit 4 Centner Rainit und 1 Centner Superphosphat, Seradellaeinsaat zur Weide.

Durch diese Fruchtfolge bin ich in der Lage, meinen ganzen Viehstand, bestehend aus 40 Milchkühen, 40 Stück Jungvieh und 10 Arbeitspferden ohne Zukauf von theuerem Kraftfutter rationell zu ernähren.

Ich füttere an die Milchkühe pro 1000 Pfund Lebendgewicht 20 Pfund bestes Seradellahen in der Blüthe gehauen und 20 Pfund Kartoffeln.

Die Pferde erhalten während der Bestellung und Ernte Hafer und Rothkleeheu, in den Wintermonaten Harfergarbenhäcksel, Wundkleeheu und 10 Pfund Kartoffeln pro Tag und Kopf.

Vom 15. Mai bis 15. Juni werden Sandwiche mit Johannisroggen als Grünfütterung an die Kühe gegeben, später grüner Klee. Nach der Kleeernte stehen mir 100 Morgen Kleeheide, nach der Roggenernte 200 Morgen Seradellaweide zur Verfügung.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß man seinen Viehstand auch auf leichtem Boden ohne Zukauf von theuerem Kraftfutter recht gut ernähren kann. Ich möchte nur noch bemerken, daß ich stets großen Ueberfluß an Raufutter habe und Futtermangel in den fünf Jahren bei mir nie eingetreten ist.

Zu meinem Bestreben wird in allen Abhandlungen, welche über billige und rationelle Fütterung unseres Nutzviehes geschrieben werden, ein Zukauf proteinreicher Futtermittel empfohlen. Dieselben sind in der Regel

sehr theuer und stehen zu den Getreidepreisen in gar keinem Verhältniß. Bei den ruinösen Preisen unserer Produkte und der schlechten Körnerernte in diesem Jahre wird es wohl den meisten Landwirthen unmöglich sein, große Geldopfer für ihren Viehstand zu verwenden.

Bei meiner schonenden Fruchtfolge bin ich in die Lage versetzt, von dem Zukauf von Kraftfutter vollständig abzusehen und trotzdem ein vorzügliches Futter für Milchkühe, Jungvieh und Pferde zu besitzen.

Es wäre mir bogenheim, aus dem Kreise der Fachgenossen Ansichten zu hören, ob meine Wirthschaftsweise für richtig gehalten wird.

Zum Schluß bemerke ich zur besseren Orientirung, daß die Milch an eine Molkerei mit 8 1/2 Pfg. pro Liter verwerthet wird.

Für Roggen werden hier pro 50 Kilogramm 5 Mk. und für Kartoffeln 0,80 Mk. bezahlt.

Allerlei Praktisches.

§ Der Anbau der Sandwiche wird von Geheimrath Kühn in Halle, bekanntlich einer der ersten Autoritäten auf landwirtschaftlichem Gebiete, nicht nur für Sandboden, sondern auch für alle besseren, selbst die reichsten Böden warm empfohlen. Eine Mengsaat von 80 Kilogramm Roggen und 100 Kilogramm Wicken pro Hektar lieferten den größten Grünfütterertrag, und zwar über 60,000 Kilogramm pro Hektar. Mehr als sechs Gewichtstheile Sandwicken aus vier Gewichtstheile Roggen auszusäen, ist im Hinblick auf die dadurch vergrößerte Gefahr des Lagerns nicht rathsam. Als beste Saatzeit empfiehlt sich die zweite Hälfte oder besser das letzte Viertel des September, da die jungen Pflanzen dann vor dem Angriff der verschiedenen Schädlinge, der Frühlings-, Saaten- und Heckenfliegen, am ehesten gesichert sind. Die beste Vorfrucht ist Roggen; die Stoppel wird noch zwischen den Hedenreihen flach gestürzt und der Dünger, mindestens 120 Centner Stallmist pro Morgen, mit der Saatsfurche 15—10 Centimeter tief untergebracht. Dieferees Pflügen ist nicht vortheilhaft. Beachtenswerth ist, daß der Acker nach dem Abreuten des Grünfütterers sich in sehr mürbem Zustande befindet und zum Anbau von Futterrüben und Gemüsearten vorzüglich geeignet ist.

§ Fütterung des Rindviehes. Bei der Fütterung des Rindviehes ist es in der Regel üblich die gleichen Rationen an sämtliche Thiere des Stalles mögen sie milchergiebig sein oder nicht, darzureichen. Dieses Verfahren muß als falsch und verschwenderisch bezeichnet werden, da diejenigen Thiere, welche einer erhöhten Milchergiebigkeit fähig sind, nicht genügende Mengen von Nährstoffen erhalten, um diese Milchergiebigkeit in ausreichender Masse in Erscheinung treten zu lassen, sodaß die Fähigkeit des betreffenden Thieres zum Schaden der Rentabilität der Viehhaltung nicht in genügendem Maße ausgenutzt wird. Andererseits ist es eine Verschwendung an solche Thiere, welche eine Ration von mäßigem Nährstoffgehalt noch nicht einmal auszunutzen im Stande sind, dieselbe in einer über das Bedürfnis des Thieres hinausreichenden Höhe darzureichen und die Rentabilität der Fütterung wird darunter schwer zu leiden haben.

§ Zur Ueberwinterung der Hühner. Ohne Zweifel sind viele Mißerfolge unserer Geflügelzucht auf mangelnde Sorgfalt in der Wartung und Pflege zurückzuführen. Man sorge zeitig für warme Ställe. Geheizte Hühnerhäuser sind nach unseren Erfahrungen nicht angebracht, indem die Thiere in diesen zu sehr verweichlichen und dann desto eher allen möglichen Krankheiten zum Opfer fallen; eine gleichmäßige Wärme von etwa + 6° R. genügt vollständig. Nachdem die inneren Wände vorher frisch geweißt sind, behänge man dieselben mit Strohmatte. Den Boden bedecke man etwa fünfzollhoch mit Pferde- oder Kuhdung, der festgestampft wird und entweder den ganzen Winter über liegen bleiben kann, oder, was noch besser ist, während der Winterszeit ein oder zwei Mal erneuert wird. Darüber streue man wöchentlich 2—3 cm dörres Laub oder gestiebte Asche.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 50.

Sonntag, den 22. December 1895.

II. Jahrgang.

Der Baum der armen Seelchen.

Ein Weihnachtsmärchen von Ludwig Ganghofer.

Nachdruck verboten.

Weihnacht! Selige Zeit der süßen Kinderfreude! Da brennt der Baum! Das ganze Zimmer ist Glanz und Glanz, über allem ein Flimmern, Glitzern und Schimmern und überall eine blendende Lichtfluth, so voll und mächtig, daß sie die engen Wände zu sprengen droht. Der erste Rausch der Freude ist vorüber, die jubelnden Kinderstimmen werden leiser, das Uebermaß der Wonne macht die Kleinen stumm, nachdenklich, fast ein wenig müde. Vater und Mutter athmen auf, nun kommt auch für sie ein Augenblick der Ruhe. In solchen Minuten fällt es zuweilen über unsere Augen wie ein geistiges Entschlummern. Die Seele verläßt den Körper, sie verjüngt sich und wird zum Kinde wieder, alle Orte sucht sie heim, an dem sie Freude und Glück erfahren, und alles wieder fühlt sie nach, was einst im Herzen des Kindes zitterte mit Lust und Weh. Kehrt dann die Seele zurück von ihrer flüchtigen Reise, dann regen wir plötzlich die Glieder, blicken umher und athmen tief, wie beim Erwachen. Wir meinen, das wäre die Erinnerung an vergangene Jahre gewesen. Aber nein, das war es nicht. Es war ein wirkliches Wiederleben in einer hingestorbenen Zeit. Es währte nur eine Secunde und dennoch viele Jahre. Und wenn wir erwachen nach solchem Augenblick, dann stehen längst vergessene Bilder vor unserem Geiste, so scharf und klar, so hell durchleuchtet bis in den kleinsten Zug, wie keine Erinnerung sie zu schauen vermag.

Ein solches Bild, das jählings wieder in mir auflebte, nachdem es die Jahre aus meinem Gedächtniß gestrichen hatte, will ich schildern.

Es war, vor langer Zeit einmal, an einem heißen Sommertage. Das Forsthaus, welches wir bewohnten, erwartete Gäste mit dem kommenden Morgen. Als die Mittagsstunde vorüber war, winkte mir die Mutter und wir verließen das Haus. Im Staube der Straße trippelte ich mit meinen fünfjährigen Füßchen neben ihr einher, die so still und ruhig ihres Weges dahinschritt. Ein breitrandiger Strohhut überschattete ihr schmales, weißes Gesicht, dessen blaue Augen immerfort umhergingen und so fröhlich leuchteten, als hätten sie ihre Freude an Allem, was sie erblickten. Ich schaute

manchmal zu ihr empor, und dann war es mir immer als müßt' ich fragen: „Mutterle, was denkst Du?“ Aber Kindergedanken haben ein kurzes Leben. Immer noch eh' ich zum Fragen kam, flog entweder ein Falter über die Straße, oder eine Grille, die sich gesonnt hatte, huschte unter plötzlichem Verstummen in das schützende Gras des Wegrains, oder ein plumper Kofläser schwannte mit hochgespreizten Beinen über den Staub. Und das waren so wichtige Ereignisse für mich, daß ich alles Andere darüber vergaß. Einmal gelang es mir, einen goldig schillernden Lauffäser zu haschen, doch als ich ihn in meiner Tasche gefangen sehen wollte, sagte die Mutter: „Laß' ihm seine Freiheit . . . was meinst Du denn, wenn der Niese käme und würde dich in seine Tasche stecken?“ Ich hatte ein dunkles Gefühl, als würde ich mir eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. Uebrigens glaubte ich gar nicht an den Niesen . . . was mich aber doch nicht hinderte, schon nach allen Seiten umherzuspähen. Den Käser aber setzte ich mit flinker Hand auf die Straße zurück, blickte ihm wehmüthig nach, bis er in einer Weißdornstaude verschwunden war, und dann ließ ich das Köpfchen seitwärts hängen, stieß die kleinen Fäuste in die Hosentasche und trippelte der Mutter nach.

Wo die Wiesen und Acker zu Ende gingen, begann die Heide, welche zwischen sacht ansteigenden Wäldern in einem muldenförmigen Thal sich hindehnte auf weite Strecken. Hier wollten wir Heideblumen brechen für einen Tafelstrauß und für einen Kranz um das „Willkommen“ über die Thüre. Es war in der schönen Zeit die Blumen standen in voller Blüthe. Wie ein rother See war die Heide anzusehen und nur selten, wenn ein leiser Lusthauch über die blühenden Kräuter strich, tauchten kleine, grüne Wellen aus dem rothen Spiegel. Schwüle, süßliche Düste erfüllten die heiße, zitternde Luft, und ein tausendstimmiges Summen, Birpen und Brummen quoll aus allen Kräutern.

Die Mutter schürzte mit einer Schnur das Kleid und begann zu pflücken. Ich aber sprang wie ein tolles Füllen weit hinein in die Heide, deren blühende Büsche mir bis an die Hüften reichten. Ich jagte den kleinen blauen Schmetterlingen nach, die ich oft zu zehn und zwanzig dichtgedrängt an einer einzigen Blume hängen sah. Dann wieder trieb ich mein Spiel mit einem Distelfalter. Das ist der geduldige Hiob unter den Schmetterlingen. Dort sitzt er auf einer und wiegt ganz sachte die Schwingen. Langsam

näher und streckt die Hand über ihn; er rührt sich nicht, mit geschlossenen Flügeln sitzt er, die Fühler steil aufgerichtet, und nur ein ganz wenig dreht er die schillernden Augen nach oben, wie wenn er sagen wollte: „Was will denn der dumme Junge?“ Nun greiffst du mit zwei Fingern behutsam zu, und er ist gefangen. Nachdem du ihn einer genauen Besichtigung unterzogen hast, wobei das arme Kerlchen deiner Wißbegierde die Hälfte seines schimmernden Flügelstaubes opfern muß, streckst du die Hand in die Höhe, singst das altbekannte „Müllermahler, flieg . . .“ und öffnest die Finger.

Wie ein Trunkener gaulst der Befreite kreuz und quer in der Luft umher, gleich aber wird sein Flug wieder ruhig . . . Da sitzt er schon wieder auf einer Distel, und das alte Spiel beginnt von Neuem.

Seit einer Weile hatte ich solch einen Duldner, der von keiner Erfahrung lernen wollte, in strenger Arbeit, als mich weit über die Heide her die Stimme meiner Mutter rief. Ich setzte mich in Galopp, kam athemlos bei der Mutter an und sprudelte einen Bericht meiner Abenteuer herunter. Sie schalt mich wie einen Wildfang, zog mich mit einer Hand an sich . . . denn mit dem anderen Arme hielt sie einen mächtigen Busch von Blüten umspannt . . . strich mir das nasse Haar aus der brennenden Stirn und sagte: „Komm', dort drüben ist Schatten.“

Wir gingen einem niederen Hügel zu, auf welchem eine riesige, uralte Tanne stand, der einzige Baum in der weiten Heide. Seine mächtigen, dichtgedrängten Äste warfen einen Schatten, so dunkel und kühl, daß in ihm nur ein spärliches Moos gedeihen konnte. Ein geheimnißvolles Summen schwebte um seine Zweige, deren Nadeln fast ganz überwuchert waren von fahlgrünen, in langen Büschen niederhängenden Flechten.

Die Mutter saß schon im Schatten und begann die gebrochenen Blumen zu ordnen. Ich aber zögerte noch immer und schaute mit scheuen Kinder Augen zu dem gewaltigen, einsamen Niesen empor. Wie Furcht überkam es mich, wie ein banges Gefühl, als drohe mir Böses von dem finsternen, unheimlichen Baume.

„So komm' doch!“ mahnte die Mutter.

„Mutterl,“ stammelte ich, „wird der Baum auch gewiß nicht umfallen?“

Sie lächelte. „Nein, komm nur, der Baum steht schon tausend Jahre und wird noch tausend Jahre stehen.“ Nun saß ich an ihrer Seite und sie sagte: „Weißt Du denn nicht, was für ein Baum das ist?“

„Was für ein Baum?“

„Das ist der Baum der armen Seelchen.“

„Christbaum!“ Ein unendlich wonniges Gefühl durchzog bei diesem Worte das Kinderherz, und hunte, strahlende Bilder gaulsten empor.

Eine Weile war Stille.

Die Mutter hatte einen Draht zum Reif geschlungen und begann die Blüten festzuwinden.

„Weißt Du,“ sagte sie, „die kleinen, braven Kinder, die in den Städten und Dörfern zusammenwohnen, die haben auch ihre Christbäume draußen im großen Walde stehen, wo sich einer an den andern schmiegt und einer den andern schützt gegen Sturm und Wetter. Aber die armen Seelchen, von denen jedes einsam liegt, bald in schwarzer Erde und bald auf dem Grunde des kalten Wassers, die haben alle zusammen auch ihren Christbaum, welcher einsam stehen muß.“

„Mutterl, wer sind die armen Seelchen?“

„Das sind die Seelen der kleinen Kindlein, die der Storch in einem Jahr bringt, und welche wieder sterben müssen, ohne die erste Weihnacht erlebt zu haben?“

Keine Weihnacht erleben! Nicht eine einzige! Das muß wohl das Schrecklichste sein, was einem Menschen widerfahren kann . . . so dachte der Knabe von damals und das Mitleid der armen Seelchen trieb ihm die hellen Zähren in die Augen. Die Mutter strich ihm mit weicher Hand über das franse Haar und sagte: „Das ist freilich hart für so ein kleines Würmchen. Aber weißt Du, das Christkind hat ein gutes Herz, es denkt an alle Menschen und auch die armen Seelchen vergißt es nicht. In der stillen Weihnacht, wenn der weiße Schnee auf allen Straßen und über allen Dächern liegt, dann schwebt in abendlicher Dämmerstunde das Christkind vom Himmel herab, zuerst so klein, wie eine Schneeflocke, dann wie ein Schwan mit offenen Flügeln, und wenn es mit dem Fuß die Erde berührt, ist es größer geworden als ein Mensch. Ihm folgen unzählige Englein, und jedes von ihnen trägt einen Korb, so groß und schwer, daß es ihn kaum zu schleppen vermag.“

„Du, weißt doch noch, das letzte Mal ist eines im Schnee stecken geblieben und hat seinen silbernen Schuh verloren.“

Die Mutter begann sich, dann lächelte sie. „Nichtig! Und Du hast den Schuh gefunden in unserem Garten. Ja, das kommt zuweilen vor, wenn der Schnee recht tief liegt und die Englein recht schwer zu tragen haben. Sie müssen ja auch einen so weiten Weg machen, durch die ganze Welt, von Haus zu Haus. Sie klopfen an jedes Fenster und schlüpfen in jedes Stübchen . . . unter dem brennenden Baume breiten sie ihre Gaben aus, und ha! sind sie wieder davon. Zu den bösen Kindern kommen sie zuletzt und bringen die große Ruthe.“ . . .

„Ach, die meine war gar nicht so groß . . . ja, wie wird sie schon größer ausfallen . . . und dauerhafter!“

Ein raunender Wind strich durch die Äste der Tannen und machte sie leise schaukelnd.

„Hörst Du, der Baum der armen Seelchen hat es gehört . . . der sagt es dem Christkind wieder.“

„Ach, bis da heraus in die Heide kommt ja das Christkind gar nicht!“

„So? Da irrst Du Dich aber! Wie sollte denn das Christkind den armen Seelchen bescheeren?“

„In der Heide?“

„Ja, in der einsamen Heide! Spät in der Nacht, wenn das Christkind von Haus zu Haus gezogen, wenn überall die Lichter des Baumes schon verglimmen, wenn die Kinder schon schlafen und in den warmen Bettchen träumen von den schönen Tausendsachen, die der heilige Abend ihnen bescheerte, dann wandert das Christkind aus dem Dorfe weit hinaus, bis in die stille, finstere Heide. Wo seine silbernen Füße schreiten, da schmilzt der kalte Schnee und wo der goldene Saum seines Kleides streift, da bleibt ein heller Schein zurück, die Heidebüsche erwachen aus ihrem Winterschlaf und fangen zu blühen an. Und vor der einsamen Tanne in deren Schatten wir sitzen, bleibt das Christkind stehen und singt:

Tannenbaum, rüttle dich,
Tannenbaum, schüttle dich!

Unsere geehrten Leserinnen werden höflichst ersucht, den „Wiesbadener General-Anzeiger“, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslektüre dafür bemühen, zu erwünschten Besellungen und Einkäufen von Waren volle mannschaft gütigst ebenfalls

Bitte zu lesen!

„Und der Tannenbaum rüttelt sich und schüttelt von allen Zweigen den Schnee, so daß er grün und prangend steht, wie in schöner Frühlingszeit. Das Christkind aber greift hinauf in den Himmel, pflückt mit beiden Händen die funkelnden Sterne und steckt ein brennendes Sternlein auf jeden Zweig der Tanne, so daß sie glitzert und leuchtet, weit schöner noch als jeder Weihnachtsbaum. Mit rothen Äpfeln und mit goldenen Nüssen behängt es alle Äste und zu Füßen der Tanne breitet das Christkind über weißem Tuche alle Freuden des Lebens aus, Ruhm und Ehre, Reichthum und Macht, Glück und Liebe. Dann schlägt es dreimal die Händchen ineinander, daß es in der weiten Heide hallt wie Hockenton . . . und singt:

Arme Seelchen, still und klein,
Sammelt Eure Kündchelein
Aus der Erde schwarzen Schlund,
Aus der Wässer tiefem Grund,
Aus der Gräber kaltem Reich
Steigt empor und sammelt Euch!
Was dem Tod Euch auch vereint,
Ob Ihr staret, heiß beweint,
Ob die Liebe Euch verließ,
Haß und Sünde Euch vertrieß,
Arme Seelchen, flint herbei,
Sammelt Euch in Paar und Reih',
Herbei!
Herbei!
Daß mir ja nur Keines fehlt,
Gott, der Herr, hat Euch gezählt!

„Und ehe das Christkind noch ausgesungen hat, da kommen sie schon herbei, zu vielen Hunderten, von überall, von allen Seiten . . . im geweihten Kirchhof steigen sie aus kleinen Gräbern, im freien Felde aus verschütteten Brunnen, und aus den eisigen Wellen der Bäche klettern sie an's Ufer . . . kleine, winzige Kindlein in weißen, starren Hemdchen . . . keines der stummen Mündlein lächelt, und die kleinen Augen blicken so schmerzenvoll und traurig . . . in langer Reihe ziehen sie heran, und über den dünnen Härcchen tragen sie kleine Krönlein, welche geflochten sind, aus einem Dornenreis.“

„Grüß' Dich Gott,“ sagt das gute Christkind zu jedem armen Seelchen; das ist aber schön von Dir, daß Du auch kommst. „Da, sieh' einmal her, was der liebe Himmelvater Dir bescheert hat!“ Und jedes arme Seelchen küßt es mit seinem rothen Munde auf die Stirn, und da fallen von den kleinen Köpfchen die blutigen Krönlein herunter, die kleinen Lippen beginnen zu lächeln, die kleinen Auglein hell zu leuchten. Und jedes arme Seelchen tritt heran zu dem schimmernden Baume, unter dessen Zweigen alle die Gaben und Freuden liegen, die ein langes, schönes Leben ihm hätte bescheeren können. Und da ist ein Jubel, ein Lachen und Singen die ganze Nacht. Wenn aber der Morgen dämmert und die funkelnden Sterne schon erlöschen wollen, dann sagt das gute Christkind: „So ihr lieben Seelchen, so, nun ist es genug . . . kommt nur Alle mit mir jetzt . . . so, jetzt gehen wir schön langsam heim . . . geht!“ Und sachte, ganz sachte fängt das Christkind zu fliegen an, und alle, alle die kleinen Seelchen fliegen hinter ihm einher, immer höher und höher . . . bis in den Himmel.“

Die Mutter schwieg; der Kranz aus rothen Heideblumen lag vollendet in ihrem Schooß . . . und draußen, in der Sonne, stieg just aus den dichtesten Heidebüschen eine Berche empor und schwang sich trillernd in die Lüfte.

Kür unsere Frauen.

Heilkraft des Citronensaftes. Die Heilkraft des Citronensaftes rühmt Dr. Julius Lang in einem Aufsatz über die Citronensaftkur in der illustrierten Zeitschrift „Für Alle Welt“. Es gibt nach seinen Darlegungen gegen das gefährliche Durchliegen Schwerkranker kein besseres Mittel als das Einreiben der betreffenden Stellen mit Citronenscheiben. Auch gegen Frostbeulen, Nervenschmerzen, bei zu langsam heilenden Wunden und Geschwüren ist die äußere Anwendung des frischen Citronensaftes von Nutzen, desgleichen als Waschmittel bei Sommerprossen, Leberflecken und anderen Schönheitsfehlern. Innerlich wird der Citronensaft seit Alters her gegen Etorbut, die meist auf langen Seefahrten sich einstellende schmerzhafteste Zahnschmerzkrankung, sowohl als Heilmittel als Vorbeugungsmittel angewandt, und in der österreichischen Marine wird er von Amtswegen auf den Schiffen mitgeführt. Ferner ist er als Gegenmittel bei Vergiftungen mit ägenden oder betäubenden Giften wirksam, sowie er auch bei Diphtheritis, Leber- und Gallensteinleiden, Rheumatismus und Wasserjucht als erfolgreich gerühmt wird. Natürlich tritt bei Krankheiten der letzteren Art eine Wirkung nur dann ein, wenn er in größeren Mengen und längere Zeit hindurch gebraucht wird. Neuerdings nun haben englische Aerzte herausgefunden, daß der Citronensaft auch ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Gicht ist, und zwar ein Mittel, dessen gute Wirkung in noch nicht zu alten Fällen mit großer Sicherheit eintritt. Eine Probe wird jedenfalls nichts schaden.

Sprichwörtlich ist schon die Angewohnheit aller Frauen geworden, vor jedem Schaufenster, hinter dessen Glascheiben Damenmoden und insbesondere Hüte zum Besichtigen anzuordnen, stehen zu bleiben und die Auslagen mit begehrlichen Augen zu betrachten. Namentlich sind es Hüte, welche schön geschwungene weiße oder schwarze Straußenfedern als Aufputz tragen, die so manchem Frauenmunde ein Ah und Oh und in der Folge manchem Ehegatten und Vater manch glänzenden Geldsacks entlocken. Straußenfeder, die Königin unter den Federn! Sie war es von jeher, von den Zeiten der Pharaonen an, wo Sclabinnen mit umfangreichen Federwedeln ihren Gebiethern Kühlung zufächelten, bis auf das Mittelalter, wo die Straußenfedern nicht nur die Hüte der Edelfräulein schmückten, sondern auch von den Mittern, vom Helm oder Barett lang herabwallend, als Kopfschmuck vielfach Verwendung fand — endlich bis auf die Jetztzeit, wo die Straußenfeder ein so beliebter Modeartikel geworden ist, daß zur Deckung des Bedarfs umfangreiche Straußenzüchtereien angelegt werden mußten. Ueber die Menge der gewonnenen Federn, ihre Bearbeitung und den Werth, welchen sie auf dem „Markt“ repräsentieren, gibt uns eine interessante „Epistel über Straußenfedern“ in der illustrierten Familienzeitschrift „Universum“ (Dresden) ausführliche Auskunft.

Alle

unsere Leser und Leserinnen haben Gelegenheit, ihre in Geschäfts- und Familienleben vorkommenden

Kleinen Anzeigen

wie Wohnungsgesuche und Vermietungen, Stellenausschreibungen und Angebote, An- und Verkäufe aller Art, Capitalgesuche, Ausleihofferten u.

Billigste und wirksamste

zur allgemeinen Kenntniß der interessierten Kreise zu bringen durch Benutzung der Rubrik „Kleine Anzeigen“

im „Wiesbadener Generalanzeiger“,

die nur mit 5 Pfennig pro Zeile berechnet werden Jeder Abonnent hat durch Benutzung des allwöchentlich beigelegten Inseratenbogens

fünf Zeilen vollständig umsonst.

Goldkörner.

Das sind die Weisen
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die beim Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade.
Die wie der Thau vom Himmel fällt.

Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich
über ihn empfinden und sagen läßt.



Weihnachts-Bäckereien.

Gut erprobtes Pfefferkuchen-Rezept. 2 Pfund Honig, 2 Pfd. Zucker, 5 Pfd. Mehl, $\frac{1}{4}$ Pfd. bittere, $\frac{1}{4}$ Pfd. süße Mandeln, 3 Theelöffel Zimmt, 1 Theelöffel Muskatblüthe, etwas Citronenschale, Nelken, Pfeffer, Gewürz und reichlich 2 Theelöffel Pottasche, welche am Tage zuvor in einem Glas Rum aufgelöst wird. Man kocht den Zucker mit einem Löffel Wasser, giebt den Honig hinein und läßt alles über Feuer heiß werden. Die 5 Pfd. Mehl und sämtliche Zuthaten schüttet man in eine Schüssel, gießt den heißgewordenen Honig und Zucker hinzu und knetet alles zusammen gut durch. Am nächsten Tage mischt man für 15 Pfg. Hirschhornsalz darunter, rollt den Teig aus und sticht Kuchen in beliebiger Größe daraus, alsdann werden die Kuchen in mäßiger Hitze braun gebacken. Zum Guß nimmt man $1\frac{1}{4}$ Pfd. feinen Ruderzucker, für 10 Pfg. Rosenwasser, rührt beides eine halbe Stunde und sobald die Kuchen aus dem Ofen kommen, muß der Guß mit einem Pinsel aufgestrichen werden.

Bisquits von Maronen. Man stoße 125 Gramm geschälte, weichgekochte Maronen mit einem Ei recht fein, rühre dieselben mit acht Eigelben und 125 Gramm gestoßenem Zucker so lang, bis die Masse weiß und schäumig geworden ist, thue dann 30 Gramm Mehl und das zu Schnee geschlagene Weißer von acht Eiern dazu, rühre es gut untereinander, fülle die Masse in papierne Kapseln und bade sie bei schwachem Feuer.

Bisquit. $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, 8–9 Eier, 160 Gramm Mehl. Der Zucker wird mit den Eiern vermengt, dann die Schüssel auf einen Topf mit kochendem Wasser gestellt und $\frac{1}{2}$ Stunde mit dem Schneebesen geschlagen, doch darf die Masse nicht wärmer werden als kuhwarmer Milch. Darauf siebt man das Mehl hinein, füllt es in die Form und bäckt es.

Anisplätzchen. $\frac{1}{2}$ Pfund durchgeseihten Zucker rührt man mit 3 Eiern $\frac{1}{2}$ Stunde, fügt dann einen guten Theelöffel voll ausgeammeten und gestoßenen Anisamen und $\frac{1}{2}$ Pfd. trockenes Mehl hinzu, rührt dieses noch eine Weile und setzt von dieser Masse mittels einesöffels thalergroße Häufchen auf ein mit Wachs abgetriebenes Blech, läßt sie gehen und bäckt sie langsam zart gelb.

Chocoladeküchlein. 200 Gramm Zucker, 200 Gramm Chocolate, fein gerieben, von zwei kleinen Eiern das Weißer zu Schaum geschlagen, durcheinander gemengt und in kleinen Papierförmchen im abgekühlten Ofen gebacken.

Marshallstörchen. Man rollt Blätterteig ein Strohhalbm dick aus, legt von folgender Mischung etwas darauf: 2 Eiweiß werden zu Schnee geschlagen und $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker sowie 100 g geriebene Mandeln darunter gemischt. Die Störchen werden gelb gebacken und frisch gegessen.



Räthselecke.

1. Silben-Räthsel.

a, a, as, bo, bu, ce, chim, di, bi, del, der, e, e, en, fle, ha, he, he, ho, i, le, len, li, maus, mund, na, ne, ra, ra, raz, ri, rin, ro, ro, ro, sa, fa, sal, stein, tam, tel, tha, tor, va, van, wal, weiß, zo.

Aus vorstehenden 48 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein nahe bevorstehendes Fest für alle Nationen bezeichnen. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Berühmter General, 2. Person aus einer Oper, 3. Eine Romanerscheinung von Walter Scott, 4. Ein Feld aus der Bibel, 5. Alter König der Römer, 6. Marsch von Mendelssohn, 7. Ein hoher Berg, 8. Operettenfigur, 9. Person aus einer Oper von Wagner, 10. Berühmter Maler, 11. Eine Eulenart, 12. Eine seltene Blume, 13. Eine Wüste, 14. Ein Instrument.

2. Ergänzungs-Räthsel.

a ab al ba bar busch cal el ga gard gi hei hil i kraut mar
na on ort ra ron spon te um us wal

Obige 26 Silben sind die Anfangs- und Endsilben von 13 dreisilbigen Wörtern, die alle dieselbe Mittelsilbe haben. Diese Wörter sind zu suchen und dann so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Wortspruch eines bekannten deutschen Humanisten bilden.

3. Wer erräth's?

Das Leben jedes Menschen flieht,
Wenn 1 und 2 ihm wird entzogen;
Ein Inselland durchreisen flieht
Man 2 und 4 mit ihren Wogen.
In 1 und 3 erblicken wir
Den größten Herzensüberwinder;
Dagegen ist uns 3 und 4
Bekannt als trefflicher Erfinder.



Auflösungen der Räthsel aus No. 49.

1. Kreuzräthsel.

No	sen
Es	be

Rom, Niesen, Gebet,
Rosen, Ebbe, Robe, Ebro, Wesen.

2. Logogryph.

Pose, Dose,oose, Rose.



Wichtige Räthselfösungen sandten ein: Wilhelm Bauer, Josef Freund, Quartaner Johann M., die Augen Kinder in der Adelheidstraße sämtlich hier, Auguste R. in St. Goarshausen, Wilhelm D. in Idstein, und Ernst Bl. in Hahnstätten.



